WerkstattGeschichte 36, Klartext Verlag, Essen 2004, S. 73-86

■ Hanno Loewy

Projektive Auserwähltheitskonkurrenz: »Tragische« Bilder und Selbstbilder der Täter

Zwei Naziverbrecher erwarten ihren Prozess, der eine 1947, der andere im Jahre 3059, der eine in der Realität alliierter Haft, der andere in einer doppelten Fiktion, seiner eigenen und der seines französischen Autors, der eine erfindet sich selbst, der andere ist zunächst einmal selbst nichts als eine Erfindung. Die »Quellen«, die hier interpretiert werden sollen, sind offenkundig nicht nur Quellen der Historiographie im engeren Sinne. Der folgende Essay versucht, sich jenen Fiktionen anzunähern, die geschichtliche Akteure notwendigerweise von sich selber entwerfen, um überhaupt Akteure sein zu können.[1] Und es erscheint durchaus sinnvoll, dabei auch jene Fiktionen vergleichend heranzuziehen, die andere von solchen Akteuren entworfen haben, sei es im Modus des Dokumentarischen, des Doku-Dramas oder der Fiktion, die auf demonstrativen Verweis auf Dokumente verzichtet.

Schuld oder Fahrlässigkeit?

»Historische Diskurse folgen durchweg der Struktur gerichtsförmiger Narrative«[2], so schrieb Dan Diner in einem Aufsatz über historiographische Deutungsstrategien. Jeder Versuch, die »Wahrheit« historischer Ereignisse zu rekonstruieren, erweise sich als »Verhandlung«. Wie wenig die Diskurse historischen Erzählens und des juristischen Urteils voneinander zu trennen sind, zeigen alle relevanten geschichtspolitischen Debatten seit 1945, von der Rezeption der Nürnberger Prozesse bis zu den Konflikten um die Hamburger Ausstellung über den Vernichtungskrieg der Wehrmacht. Auch dort, wo Geschichtsforschung nicht in einem unmittelbaren Nahverhältnis zu den juristischen Verfahrensweisen steht (wie zum Beispiel in den Gerichtsgutachten, die das Münchner Institut für Zeitgeschichte immer wieder angefertigt hat), artikulieren sich unterschiedliche Interpretationen historischer Ereignisse, Taten und Akteure nicht nur in einer Metaphorik von Schuld, Verantwortung oder Zurechenbarkeit – ihre jeweilige »Verteidigung« nimmt den Charakter von Plädoyers an.

Folgerichtig erscheinen Dan Diner die Geschichtsdebatten über die Verantwortung an der nationalsozialistischen Massenvernichtung und der seit den achtziger Jahren dominierende Schulenstreit zwischen »Intentionalisten« und »Funktionalisten« als Polarisierung zweier Plädoyers: des Plädoyers auf schuldhaftes Handeln (einer *begrenzten* Zahl von Akteuren) und auf eine »Interpretation von Fahrlässigkeit (...) – einer Art schuldloser Schuld«[3].

1 Einige der hier entwickelten Gedanken hat der Autor 2001 im Rahmen der Dachauer Gespräche erstmals zur Diskussion gestellt. Vorläufiges dazu findet sich in dem kurzen Beitrag: Faustische Täter? Tragische Narrative und Historiographie, in: Gerhard Paul (Hg.), Die Täter der Shoah. Fanatische Nationalsozialisten oder ganz normale Deutsche? Göttingen 2002, S. 255–264.

2 Dan Diner, Über Schulddiskurse und andere Narrative. Epistemologisches zum Holocaust, in: Gertrud Koch (Hg.), Bruchlinien. Tendenzen der Holocaustforschung, Köln/Weimar/Wien 1999, S. 70.

3 Ebd.

Nun ist »Fahrlässigkeit« eine narrativ recht schwache Figur. Doch »schuldlose Schuld« ist nicht nur ein Paradigma der Fahrlässigkeit, also einer fatalen Kombination von Gedankenlosigkeit und Zufall, sondern vor allem von dessen absolutem Gegensatz: »Schuldlose Schuld« ist eine Figur des »Schicksals«, der dilemmatischen »Zwangslage«, in vollem Bewusstsein eine unmögliche Wahl treffen zu müssen – also genau jener narrativen Struktur, die wir »die Tragödie« nennen. Ist es womöglich ein *Tragismus* – der Versuch einer gattungsgemäßen Erzählung »schicksalhafter Verstrickung«, der Schaffung eines Selbstbildes alternativloser, ja geradezu heroisch »tragischer« Schuld – den wir als verbindendes Tertium hinter der von Diner ausgemachten Polarität ausmachen können?

Nicolas Berg hat in seiner Studie über den Holocaust und die westdeutschen Historiker[4] auf eindrucksvolle Weise die unterschiedlichen geschichtswissenschaftlichen Deutungsstrategien daraufhin untersucht, wie in ihnen persönliche Erinnerung, kollektive Sinnstiftungen und hermeneutische Strategien eine prekäre Verbindung eingehen. Seiner Einschätzung des funktionalistischen Paradigmas als Strategie der Entwirklichung von individueller Verantwortung, persönlicher Motivation und der *Wechselbeziehung* zwischen Interesse, Ideologie und institutionellen Strukturen ist an dieser Stelle nichts hinzuzufügen. Mir hingegen kommt es darauf an, den Posituren und Selbstbildern der handelnden Akteure, den sich selbst zugeschriebenen Rollen näher zu kommen und sie, zunächst einmal auf dem Wege einer assoziativen Beschreibung, weiterer Diskussion zu öffnen.

Auch in Bergs Darstellung stoßen wir immer wieder auf jene Figur, die geradezu emblematische Qualität im öffentlichen Diskurs über den Nationalsozialismus in Deutschland gewonnen hat, die rhetorische und narrative Figur der »schicksalhaften«, »tragischen« bzw. »schuldhaften Verstrickung«: wir stoßen auf sie in den Werken von Historikern, genauso wie in populären Geschichtserzählungen, in Spielfilmen und TV-Serien.

Der tragische Held kann nicht anders, als Schuld auf sich zu laden. Seine Verstrickung erweist sich in der ausweglosen Wahl zwischen Schuld und Schuld. So liegt möglicherweise mehr Gemeinsamkeit in dem deutschen »Schulenstreit«, als es zunächst aussieht. Denn »schuldlos schuldig« im tragischen Sinne erscheinen »die Deutschen« als Kollektiv in beiden Interpretationen. Als verführte Werkzeuge der ideologischen Fanatiker und Haupttäter, oder als Spielball einer kumulativen Radikalisierung, die den Holocaust hervorbringt, und die sich ganz am Ende auch noch gegen sie selbst richten wird: in beiden Interpretationen, genauer in den von ihnen nahegelegten Plot-Strukturen, erscheinen die Deutschen selbst als primäre Opfer ihrer eigenen Zwänge, kaum aber als verantwortliche Subjekte.[5] Ob nun die dämonische, pathologische Dimension des »Führers« betont, oder im Gestus der »Sachlichkeit« funktionale Sachzwänge als Letztbegründungen ausgegeben werden, erscheint am Ende eher als diskursiver Selbstläufer, der in jedem Fall zum gleichen Ergebnis führt: eine »deutsche« Hegemonie über eine Debatte zu präjudizieren, die allzu lange von »außen« bestimmt zu werden »drohte«. Vor den Debatten über Intentionalismus und Funktionalismus und deren scheinbarem internationalen Erfolg hatte sich der emphatische Bezug auf die vermeintliche »Tragik« des Geschehens noch gegenüber Störungen aus dem Ausland abschotten müssen. Kaum einer hat dieser Sehnsucht nach dem »Tragischen« beredter Ausdruck verliehen, als Golo Mann in seinem Vorwort zur deutschen Ausgabe von William Shirers *Aufstieg und Fall des Dritten Rei-*

4 Nicolas Berg, Der Holocaust und die westdeutschen Historiker. Erforschung und Erinnerung, Göttingen 2003.

5 Noch in Hans Mommsens jüngstem Buch, Auschwitz, 17. Juli 1942. Der Weg zur europäischen ›Endlösung der Judenfrage‹, München 2002, ist in Bezug auf den Holocaust von einer »Selbstläufigkeit« der Vernichtung die Rede, die »sich allen Beteiligten von selbst auf[drängte]« (S. 168f).

ches.[6] Mann ging, wie so viele deutsche Historiker, auf Distanz, wo Shirer »das Tragische in der Geschichte« nicht anerkenne. Shirer sähe nur »Torheit und Verbrechen«, »Güte und Tapferkeit«. »Aber verschuldet-unverschuldete Ausweglosigkeit, den Zwang zu irren, da wo es den rechten Weg nicht gibt – das sieht er nicht.«[7]

»und ich muß mit«

Am 11. April 1947 schrieb Rudolf Höß an seine Frau, es sei »tragisch«, dass er, der eigentlich »gutmütig« und »hilfsbereit« sei, nun zum »größten Menschenvernichter« geworden sei. »Als Kommandant des Vernichtungslagers Auschwitz war ich für alles, was dort geschah, voll und ganz verantwortlich, ob ich davon wußte oder nicht. Das Meiste von all dem Schrecklichen und Grauenhaften, was dort vorgekommen ist, erfuhr ich erst während der Untersuchung und während des Prozesses selbst.«[8]

Das Selbstbild, das Rudolf Höß von sich entwarf, und das seit seiner Ausdeutung durch Martin Broszat das Bild des NS-Täters entscheidend beeinflusst hat, kreiste um die Figur des Automaten, der ideologiefreien »Pflichterfüllung« eines Bürokraten, der, so Höß, »persönlich nie Juden gehaßt«[9] habe. »Ich war unbewußt ein Rad in der großen Vernichtungsmaschinerie des Dritten Reiches geworden. Die Maschine ist zerschlagen, der Motor untergegangen und ich muß mit. Die Welt verlangt es.«[10]

Es ist einigermaßen verblüffend, wie sehr bestimmte Deutungen der nationalsozialistischen Vernichtungspolitik solch nachträglicher Selbstinszenierung eines Täters (Höß und manch anderer) verpflichtet scheinen. Zunächst einmal beschreibt Höß in diesen Dokumenten seine Rolle, wie er selbst sie sehen wollte, und wie er sie gesehen haben wollte. Das Bild, das er von sich entwirft, weist gleichwohl Sprünge auf, die doch erst einmal zu erkunden und zu erklären wären. Dies kann an dieser Stelle systematisch nicht geleistet werden. Aber es sei wenigstens der Versuch unternommen, einige Deutungs- und Selbstdeutungsfiguren, die darin angedeutet sind, assoziativ und quer zu höchst unterschiedlichen Quellen zu entfalten.

Gegenstand eines solchen Versuchs ist weniger »die Geschichte«, als »die Geschichten«, die wir über sie erzählen. Also die Vorstellung, die wir uns heute von den Tätern machen, die Frage danach, wie wir dies tun, und warum. Freilich auch, und dies führt diesen Versuch zurück in den Kern der Debatte über »die Geschichte«: welche Vorstellungen sich die Täter selbst von sich machten, welche Rolle in welchem imaginären Drama sie sich selbst zuschrieben, und daran ihr Handeln orientierten – retrospektiv, aber eben auch: im Vollzug des historischen Geschehens selbst.

So lassen sich Erinnerung und Erinnertes nicht sauber voneinander trennen. Wenn Höß seiner Frau versichert, das »Meiste von all dem Schrecklichen und Grauenhaften« hätte er erst während seines Prozesses erfahren, so kann es sein, das er einfach nur dreist lügt, vielleicht weil er weiß, dass nicht nur seine Frau diesen Brief lesen wird. Vielleicht aber bringt er auch nur

6 William Shirer, Aufstieg und Fall des Dritten Reiches, Köln 1961. Originalausgabe: The Rise and Fall of the Third Reich. A History of Nazi Germany, London 1960.

7 Golo Mann, Vorwort zu William Shirer, Aufstieg und Fall, S. 16.

8 Rudolf Höß an seine Frau, 11.4.1947, Archiv der Gedenkstätte Auschwitz (APMO), Wsp/405311, Nr. 49757. Zur Bearbeitung und Rezeption der Aufzeichnungen von Höß siehe ausführlich Berg, Der Holocaust und die westdeutschen Historiker.

9 Rudolf Höß, Kommandant in Auschwitz. Autobiographische Aufzeichnungen von Rudolf Höß. Eingeleitet und kommentiert von Martin Broszat, Stuttgart 1958, S. 110.

10 Ebd., S. 151.

zum Ausdruck, dass die Massenvernichtung das »Meiste von all dem Schrecklichen und Grauenhaften« für ihn gar nicht gewesen ist. Sein Maßstab ist eben ein anderer als unserer. Und wenn seine »Verstrickung« in die »Vernichtungsmaschinerie« ihm im Nachhinein »tragisch« erscheint, dürfen wir dies nicht dahingehend deuten, dass sich hinter der Fassade des Bürokraten vielleicht doch noch etwas mehr verbirgt als bloße Routine?

Martin Broszat hat in seiner Einleitung zur Edition von Höß' Aufzeichnungen zwar von der »Entsetzlichkeit seiner schamlosen Sachlichkeit«[11] gesprochen, doch das hinderte ihn keineswegs, Höß nicht nur »eine Art nachträgliches Sach-Interesse an dem Verhandlungsgegenstand«[12], sondern geradezu einen beflissenen Diensteifer bei der Aufklärung der eigenen Taten zu attestieren, ganz dem Bilde folgend, das Höß von sich selbst entworfen hatte. »Sicher« sei, so Broszat, dass seine Aufzeichnungen »keinesfalls zweifelhafte Produkte red- oder schreibfreudiger Wichtigtuerei darstellen, sondern trotz mancher perspektivischen Verzeichnung und verschönernden Retusche im ganzen gerade durch ihre buchhalterisch knappe und exakte Sachlichkeit frappieren.«[13] So nimmt es nicht wunder, dass diese vom eigenen Interesse des Historikers an einem »sachlichen« Täterbild angeleitete Blauäugigkeit gegenüber Höß' Aufzeichnungen eine folgenschwere »Unexaktheit« in die Welt setzte, die die Auschwitzforschung bis heute in Verwirrung über die Genese der Vernichtung im Lager gestürzt hat. Erst vor wenigen Jahren konnte Karin Orth in dieser Zeitschrift[14] die bis dahin von Höß übernommene Datierung seines »entscheidenden« Besuchs bei Himmler im Sommer 1941 revidieren – und damit freilich auch seine, von Broszat nicht hinterfragte Schutzbehauptung, er hätte mit Methoden der Massentötung durch Giftgas erst auf höchsten Befehl hin zu experimentieren begonnen. Stattdessen erscheint es weit plausibler, dass Höß im Herbst weitgehend aus eigener Initiative gehandelt hat.

Es lohnt sich also schon, den Worten Höß' sehr genau zuzuhören. Der Motor der Maschine, von der er spricht, ist nicht ausgegangen, ist nicht abgestellt worden, sondern »untergegangen«, und *er* müsse nun ebenfalls untergehen, die »Welt« (niemand Geringeres) »verlangt es«.

Dieses Pathos will auf mehr hinaus als bloß: ein kleines Rad zu sein. Es will vor allem eines: Teil einer großen Geschichte sein. Und so schwenkt Höß, ebenso wie später Adolf Eichmann,[15] unermüdlich hin und her: zwischen Bescheidenheit und Größenwahn. Eines aber erscheint ihm sicher: er ist ein tragischer Held. Das Gegenteil eines Roboters: jemand, der behauptet, einen Homunkulus erschaffen zu können. Nur: hinterher möchte er selbst der Homunkulus gewesen sein, der »Automat«.

11 Martin Broszat, Einleitung, in: Höß, Kommandant in Auschwitz, S. 21.
12 Ebd., S. 9.
13 Ebd., S. 9 f.
14 Karin Orth, Rudolf Höß und die ›Endlösung der Judenfrage‹. Drei Argumente gegen deren Datierung auf den Sommer 1941, in: WerkstattGeschichte, Nr. 18 (1997), S. 45–57.
15 Siehe zu Eichmanns Selbstdeutung insbesondere Irmtrud Wojak, Eichmanns Memoiren. Ein kritischer Essay, Frankfurt/M./New York 2001. Im dort eingehend analysierten Interview mit Willem Sassen hatte Eichmann schon 1957 in Argentinien seine eigene Auffassung von Bescheidenheit zum Ausdruck gebracht: »Ich habe mich dem Schicksal und der Vorsehung unterzuordnen. (...) Unsere Aufgabe für unser Blut und für unser Volk und für die Freiheit der Völker hätten wir erfüllt, hätten wir den schlauesten Geist der heute lebenden menschlichen Geister vernichtet.« (S. 63) Und sich selbst nur als ausführendes Organ des Schicksals interpretierend, imaginiert Eichmann sich gleichwohl als zentrale Gestalt im Weltkampf gegen das Judentum, der, von Schwachheiten umgeben, an der vollkommenen Erfüllung seines Auftrags gehindert wurde.

Der Weg des größten Übels

Lassen Sie uns diese Realfiktion – Rudolf Höß schreibt und entwirft sich selbst – einmal mit einem Phantasma vergleichen, das Jean Paul Sartre für die Bühne entworfen hat: das Theaterstück *Die Eingeschlossenen von Altona.*

In Vittorio de Sicas Verfilmung von 1962 spielte Maximilian Schell (schon als fiktiver Verteidiger im Nürnberger Prozess durch Stanley Kramers *Judgement at Nuremberg* beim Publikum eingeführt) die Hauptrolle, den Fabrikantensohn Franz Gerlach. Nicht nur die Besetzung der Rolle durch Schell verweist auf das Courtroom Drama. Abby Mann, der Autor von *Judgement at Nuremberg,* schrieb das Drehbuch für *The condemned of Altona,* nach Sartres Vorlage.

Die Handlung des Stückes, mit dem Sartre 1959 die französische Gesellschaft über ihre eigene Täterschaft in Algerien aufklären wollte, ist so etwas wie die Farce eines Courtroom Dramas. Es spielt keineswegs in einem Gerichtssaal, sondern in der Gerlach'schen Villa in Altona, in der Franz seit 1946 versteckt gehalten wird. Der Prozess aber spielt nur in seinem Kopf. Im Jahre 3059 verteidigt er sein Jahrhundert vor einem Gericht von Krebsen, nachdem sich die Menschheit längst ausgelöscht hat. Worin *seine* Schuld besteht, wird schichtweise enthüllt und immer wieder in neue Ambivalenzen getaucht. Im Versteck lebt er, weil er seiner Schwester bei einem Vergewaltigungsversuch gegen einen amerikanischen Soldaten beigestanden und diesen verletzt habe. Aber auch: weil er nicht die Illusion verlieren will, dass Deutschland untergegangen ist und die Deutschen ausgerottet werden. Eine Illusion, die Schwester Leni ihm gegenüber mit falschen Zeitungsnachrichten 13 Jahre lang aufrecht erhält, weil er es nicht ertragen würde, die Wahrheit über Deutschlands Wohlstand und Wirtschaftswunder zu erfahren. Oder auch: weil er ein Kriegsverbrecher ist.

Ein Kriegsverbrecher aber ist er geworden, weil sein Vater ihn daran gehindert hat, das Leben eines aus dem nahegelegenen Konzentrationslager entlaufenen »polnischen Rabbiners« zu retten, und er damit ohnehin mitschuldig war, noch bevor er selbst überhaupt gehandelt hat. Einmal »mitschuldig« geworden, bleibt Franz nur die Flucht nach vorne, in die Täterschaft. So also gibt eines das andere? Sartre wählt als Kern der bösen Tat Gerlachs nicht von ungefähr das Delikt der tödlichen Folter an mindestens zwei unschuldigen Zivilisten in einer russischen Scheune bei Smolensk. Wie gesagt: Sartre war es explizit um eine Parabel auf die französischen Verbrechen im Kolonialkrieg in Algerien zu tun und die Mitverantwortung der Gesellschaft an diesen Verbrechen.

So bleibt der Mord an dem Juden in dieser Parabel ein seltsames »Missgeschick«, ein fehlgeschlagener Rettungsversuch, dessen Scheitern zugleich im Hause Gerlach die Fassade der Zivilisation niederreißt und aus Franz – aus Enttäuschung über den Vater, aus Verzweiflung über die familiäre Verstrickung in des Vaters Geschäfte mit den Nazis (das Gelände für das Konzentrationslager hat er der SS verkauft) – einen Mörder wider Willen macht, einen tragisch Verstrickten.

Franz Gerlach und sein todkranker Vater begehen am Ende, 1959, gemeinsam Selbstmord. Der Tod »tragischer Helden«. Was von Franz bleibt, sind seine Tonbänder, der selbstgefertigte Mitschnitt seines imaginären Prozesses. »Ich, Franz von Gerlach« heißt es da, »hier, in diesem Zimmer, ich habe das Jahrhundert auf meine Schultern genommen, und ich habe gesagt: Ich stehe dafür ein.«[16] Doch die absurde Rhetorik des Kriegsverbrechers erweist sich als »realistischer«, als man zunächst vermutet: es ist die Rhetorik einer Gedenkkultur, die dem »deut-

16 Jean Paul Sartre, Die Eingeschlossenen von Altona, Reinbek 1987 [Neuübersetzung von Traugott König], S. 161.

schen Jahrhundert«[17] in Form eines Nationaldenkmals zur Erinnerung an die vollbrachte Tat mahnendes Angedenken und nationale Identität zugleich abringen möchte. »Tragische Größe« begegnet einem in Sartres »Tragödie« als Farce, gezeichnet in satirischer Bitternis. Doch Sartre deutet an, dass der *Tragismus*, jene Selbstwahrnehmung der Täter als »tragische Helden« möglicherweise nicht nur eine retrospektive Entlastungsstrategie sein könnte, sondern sich schon in die Taten Franz von Gerlachs selbst eingeschrieben, sie gar erst mit ermöglicht hat: »Alle Wege sind versperrt,« spricht Franz, »selbst der des kleineren Übels. Bleibt ein Weg, der niemals versperrt ist, weil er ungangbar ist: Der des größten Übels. Wir werden ihn einschlagen.«[18]

Tragische Narrative: Geschichte und Genre

Es kann durchaus produktiv sein, sich von der Fiktion her auf die Täter zuzubewegen, auf den Zusammenhang von Ideologie, Interessen und Praxis. So pragmatisch die Interessen auch waren, so abstrakt und disparat die Ideologien auch gewesen sein mögen, die in dieser Praxis zusammenflossen – organisiert wurden sie in Selbstbildern und Narrativen, die dem eigenen Handeln eine Richtung verleihen konnten. Dies mag eine anthropologische Grundtatsache sein: der Mensch als handelndes Wesen ist zugleich immer eines, das sich selbst deutet. Doch diese Deutungen, auch diese Fiktionen, sind der Geschichte nicht äußerlich, sie sind Teil der offenen Dynamik, die ihren Verlauf bestimmt.

Die hier herausgegriffenen Beispiele erscheinen mir typisch für die Wahl des Genres, in dem die »Helden« dieses deutschen Dramas sich und ihr Handeln inszenierten. Sie enden mit Tod und Untergang und sie präsentieren »Verstrickte«, also genau jene »schuldlos Schuldigen«, die uns schon angesichts der attischen Tragödie mit Furcht und Mitleid erfüllen und der Katharsis zuführen sollen. Von Aristoteles über Northrop Fryes »Archetypen«[19] bis hin zu George Steiners *Tod der Tragödie*[20] kreist die Theorie der tragischen Gattung um das Paradigma eines »blinden Schicksals«: »Die tragische Gestalt wird von Kräften zerbrochen, die man weder völlig verstehen noch durch rationale Klugheit überwinden kann.«[21]

Väter und Söhne. Eine deutsche Tragödie nannte Bernhard Sinkel seinen monumentalen Film[22] über die IG-Farben und beschreibt das Faszinosum, das ihn bewegt: »Das sehr Deutsche, Faustische an diesen Männern: den großen Traum zu träumen, dabei auch über Leichen zu gehen – woran man dann leidet. (...) Hierbei geht es mir nicht um Anklage, kleinliche Beweisführung, Besserwisserei (...) und Abrechnung, sondern um die Tragödie unseres Jahrhunderts, eine Tragödie Shakespeareschen Ausmaßes.«[23] Angepriesen wurde der Film schließlich emblematisch als: »schicksalhafte Geschichte (...) schuldhafter Verstrickung«.[24] Tragische Narrative sind es, die zugleich eine Brücke zwischen den Generationen schlagen sollen. In Sin-

17 Eberhard Jäckel, Das deutsche Jahrhundert, Stuttgart 1996.
18 Sartre, Die Eingeschlossenen, S. 119.
19 Northrop Frye, Analyse der Kulturkritik, Stuttgart 1964. Engl. Originalausgabe: Anatomy of Criticism. Princeton 1957.
20 George Steiner, Der Tod der Tragödie. Ein kritischer Essay, München/Wien 1962. Engl. Originalausgabe: Death of Tragedy. New York 1961.
21 Ebd., S. 11.
22 Eine internationale Fernsehkoproduktion des WDR von 1986.
23 Bernhard Sinkel, zitiert von Christiane Grefe, Rekonstruktion eines Filmprojektes, in: Bernhard Sinkel, Väter und Söhne: eine deutsche Tragödie, Frankfurt a.M. 1986, S. 407.
24 Ebd. S. 2.

kels Film beschließen Szenen aus und um den Nürnberger IG-Farben Prozess die Handlung, bevor, in der allerletzten Szene, Georg Deutz seine Mutter in die Villa zurückführt, in der er gerade sein altes Kinderspielzeug inspiziert hat: »Komm heim, Mama. Es sind keine Amerikaner mehr da im Haus.« Dass ausgerechnet Georg, jener Enkel des Partriarchen, der Filmregisseur und nicht Chemiker geworden ist, das letzte Wort hat, ist eine elegante Anspielung Sinkels auf sich selbst, der als Sohn eines IG-Angestellten und Neffe des in Nürnberg zu sieben Jahren verurteilten Fritz ter Meer[25] in diesem Film auch seine eigene Geschichte verarbeitete.

Solche tragischen Narrative des öffentlichen Gedächtnisses reichen von populären Mythen bis zur Geschichtswissenschaft, von den »Trivialformen« Massenmedien bis zur Literatur.

Sie kennzeichnen (und verbinden) so unterschiedliche Perspektiven wie den »Funktionalismus« eines Hans Buchheim[26] wie den »Intentionalismus« eines Andreas Hillgruber. Dieser hat in »Zweierlei Untergang« ganz explizit auf die Tragödie als Gattung Bezug genommen. Auch *seine* Tragödie ist wohlgemerkt die Geschichte der Täter,[27] der Untergang der deutschen Ostgebiete.[28] Hillgruber ist sich über die Wahl der Gattung wohlbewusst, und von ihrem Kern strahlt diese durchaus auf das Gesamt der Geschichte des »Dritten Reiches« aus.[29] Gleichwohl beantwortet er die naheliegende Frage nicht, welchem Genre der zweite »Untergang«, der der Juden Europas und damit sein zweiter Essay zuzuordnen wäre. In den Worten Whites bleibt dieser im Gegensatz zur Tragödie ein »incomprehensible enigma.«[30] Diese Geschichte bleibt damit aber ein Anhängsel der deutschen Tragödie: wenn man so will, der radikalste Ausdruck eben jenes letztlich nicht auflösbaren Schicksals, das die Deutschen zu tragischen Helden macht, unter dem Stern jenes tragischen Narrativs, das Hillgruber in der Idee der »völkischen Flurbereinigung« ausmacht, in der die Deutschen allenfalls die Rolle des Zauberlehrlings spielen, über dem am Ende die Katastrophe zusammenschlägt.[31]

Wie sehr sich diese Sehnsucht nach einem tragischen Narrativ sogar jener Texte bemächtigen sollte, die aus einer gänzlich anderen Perspektive geschrieben wurden, hat Nicolas Berg am Beispiel der deutschen Rezeption der Bücher von Gerald Reitlinger, Raul Hilberg und

25 Dies war nach den acht Jahren für Otto Ambros und Walter Dürrfeld immerhin die zweithöchste Strafe im Prozess.

26 So z.B. in unterschiedlichen Variationen in: ders., Das Dritte Reich. Grundlagen und politische Entwicklung, München 1958, wo Buchheim die schließlich von den Alliierten geforderte bedingungslose Kapitulation des »ganzen deutschen Volkes« als »tragische Verstrickung« bezeichnet (S. 43).

27 »Die Qualen eines unschuldigen oder tugendhaften Menschen sind, wie Aristoteles bemerkt, rührend, aber nicht tragisch.« Steiner, Tod der Tragödie, S. 187f.

28 Vgl. dazu Hayden White, Historical Emplotment and the Problem of Truth, in: Saul Friedlander (Hg.), Probing the Limits of Representations, Cambridge/London 1992, S. 42.

29 Andreas Hillgruber, Zweierlei Untergang. Die Zerschlagung des Deutschen Reiches und das Ende des europäischen Judentums, Berlin 1986. Hillgruber spricht dort von der Katastrophe des deutschen Ostens fast ausschließlich in tragischen Topoi. In einer »heillosen Situation« (S. 23) eines »schauerlichen Dilemmas« (S. 22), habe es aus einer »verhängnisvollen Verstrickung« (S.22) keinen Ausweg gegeben. Der »gesinnungsethischen Haltung« des Widerstandes des 20. Juli stellt er die »verantwortungsethische Position der Befehlshaber, Landräte und Bürgermeister« gegenüber, die im Osten »das Schlimmste zu verhindern« versucht hätten, nämlich »die drohende Orgie der Rache« der Roten Armee. (S. 20f.)

30 White, Historical Emplotment, S. 42.

31 Siehe Hillgruber, Zweierlei Untergang, S. 66f. Dan Diner hat auf die interessante Parallele zwischen Hillgruber und Götz Aly in dieser Frage hingewiesen.

William L. Shirer gezeigt.[32] Als Gerald Reitlingers zweites Buch, seine Darstellung der SS, 1956 ins Deutsche übertragen wurde, wurde auch sein Titel geändert: von *The SS. Alibi of a Nation* zu *Die SS. Tragödie einer deutschen Epoche.*[33]

Doch es sind paradigmatische ästhetische Produktionen wie *Des Teufels General*, die vermutlich die größte öffentliche Wirkung für sich beanspruchen dürfen. Was immer einen so kritischen Kopf wie Carl Zuckmayer dazu bewogen haben mag, sein Held inkarniert den »faustischen Menschen« in Luftwaffenuniform. Er folgt seinem »Gewissen«, seiner Loyalität, seinem Ehrenkodex, und damit zugleich seinem »Teufel« bis in das tödliche Dilemma. Am Ende bleibt ihm nur der Ausweg in den Tod. Und so wie Zuckmayers Drama für das Klima der fünfziger Jahre stehen mag, so greift noch die visuelle Ästhetisierung der Geschichte in den neueren ZDF-Geschichtsepen unter der Rubrik »Hitlers xy« und selbst in der historiographisch weitaus anspruchsvolleren Serie »Holokaust« in ihrer visuellen und narrativen Dramaturgie auf klassische Figuren des tragischen Horrorgenres zurück. Der omnipräsente Haupttäter des Narrativs,[34] zumeist kurz und bündig »Er« genannt, erweist sich als klassischer »overreacher«, den wir als wahnsinnig gewordenen Wissenschaftler aus Streifen wie *Tarantula* kennen.[35]

Die handelnden Deutschen, sie erscheinen entweder gar nicht als verantwortlich für das, was schließlich geschieht, oder als tragische Figuren, als Außenseiter, als getriebene und verstrickte, als defizitäre Gestalten oder als heroisch zwischen Vaterland und Zivilisation, zwischen Loyalität und »Gewissen« zerrissene tragische Helden. »Gewissen«, ich würde diesen Begriff und seine unheilvolle Geschichte (vom preußischen Kodex bis zu Martin Walser) zu den Kategorien des Denkens und der Wahrnehmung stellen wollen, über die es sich lohnt, im Zusammenhang mit den Tätern kritisch nachzudenken. Klaus v. Dohnanyi hat in einer Rede in der Frankfurter Paulskirche zur Geschichte des deutschen Widerstands (»Aufstand des Gewissens«) diesen tragischen Gestus kollektivierend auf die Spitze getrieben: In solchem Diskurs sind die Deutschen alles gleichzeitig: Täter und Widerständler, schuldig und gereinigt, vor allem aber *eines*, ein aus Tat und Sühne hervorgegangenes ethnisches Kollektiv. Also vielleicht genau das, was die Nazis stiften wollten: ein Volk, ein auserwähltes Volk.

»Die deutsche Identität«, so schrieb Dohnanyi in Verteidigung Walsers, »wird heute eben durch nichts deutlicher definiert als durch unsere gemeinsame Abkunft aus dieser schändlichen Zeit; als durch die gemeinsame Abkunft von denen, die es taten, die es begrüßten oder doch mindestens zuließen.«[36]

32 Vgl. Nicolas Berg, Lesarten des Judenmords, in: Ulrich Herbert (Hg.), Wandlungsprozesse in Westdeutschland. Belastung, Integration, Liberalisierung 1945–1980, Göttingen 2002, S. 49–97.

33 Gerald Reitlinger, The SS. Alibi of a Nation 1922–1945, London 1955; Gerald Reitlinger, Die SS. Tragödie einer deutschen Epoche, München/Wien/Basel 1956.

34 Selbst in einer Folge von *Holokaust* über Auschwitz, genannt *Mordfabrik*, durchzieht ein düster und entschlossen dreinblickender Führer die gesamte Filmerzählung; selbst da, wo der Kommentar aus dem Off nur noch zu vermelden hat, dass Hitler und sein Gast über Auschwitz NICHT gesprochen haben. Dass aufgrund aufwendiger historischer Recherchen und intensiver Beratung die Folgen dieser Serie mit wichtigem, neu entdecktem Filmmaterial aufwarten konnten, und der Kommentartext aus dem Off an vielen Stellen durchaus größere historische Genauigkeit und Komplexität aufweist, als dies für die vorhergehenden Hitler-Folgen zutrifft, tritt angesichts der überwältigenden visuellen Plot-Struktur der Filme leicht in den Hintergrund.

35 Zur ZDF-Serie *Holokaust* siehe: Hanno Loewy, Bei Vollmond: Holokaust. Genretheoretische Bemerkungen zu einer Dokumentation des ZDF, in: 1999. Zeitschrift für Sozialgeschichte des 20. und 21. Jahrhunderts, 17. Jg., Heft 2 (2002), S. 114–127.

36 Klaus v. Dohnanyi: Eine Friedensrede. Martin Walsers notwendige Klage, in: Frankfurter Allgemeine Zeitung, 14.11.1998.

Dieses jüngst auch von Jörn Rüsen in Anspruch genommene »wir« der Nachkommen der Täter,[37] also der Begriff eines aus Erinnerung an eine gemeinsam begonnene Tat geformten Kollektivs, klingt wie ein Schuldbekenntnis und ist doch zugleich vor allem: die Stilisierung des deutschen Volkes als Schicksalsgemeinschaft, als ethnische Nation, als tragisches Gedächtniskollektiv. Jene Vorstellung einer sich selbst als Täter schaffenden Gemeinschaft würde ich ebenso zu jenen Vorstellungen hinzuzählen, über die eine interdisziplinäre Täterforschung nachdenken könnte.

Tragische Täter: Auserwähltheitskonkurrenz und Sachlichkeit

So evident es erscheinen mag, dass das selbsternannte wie von außen zugeschriebene Kollektiv der Täter und ihrer »Angehörigen« sich nach 1945, auf Anklagebänken und im öffentlichen Diskurs, in der Familienerzählung wie in der ästhetischen Fiktionalisierung, tragischer Selbstbilder bediente, so provozierend mag die Frage danach sein, inwieweit solche Narrative der Tat selbst, ihrem Zustandekommen notwendig eingeschrieben sein könnten.

Die Täter waren, darauf deutet manches hin, keineswegs *entweder* fanatische Nationalsozialisten *oder* gegenüber ihren Opfern indifferent Funktionierende. Möglicherweise schreibt dieser naheliegende Differenzierungsversuch letztlich das tragische Selbstbild der Täter fort? Die Tat war ein Produkt unterschiedlicher Motive und Interessen, diese Einsicht ist einigermaßen selbstverständlich, doch sie war eben auch ein kommunikativer Akt der Selbstdeutung und Identifizierung, ein selbst deutungsbedürftiges Zusammenspiel: ein zerstörerischer Versuch, die Deutschen zu einem Täterkollektiv, zu einer tragischen Identität überhaupt erst zusammenzuschweißen, in der Vernichtung eines Gegenbildes (in den Worten Philippe Burrins »eines negativen Spiegelbildes«) zu organisieren. Dessen physisches Substrat war wohl nicht zufällig jenes Volk, das mit der *Entstehung* des Monotheismus und damit eines zivilisatorischen Universalismus untrennbar verbunden war. Raphael Gross und Werner Konitzer haben darauf hingewiesen, wie sehr der Kern nationalsozialistischer Moral eben gerade in der Zurückweisung jeder universellen Geltung ethischer Gebote bestand – so weit, dass man vom Nationalsozialismus als einem Projekt negativen Universalismus' sprechen kann, oder auch eines totalen Partikularismus' der Moral und des Gesetzes.[38]

»Dabei reden wir«, so Hitler 1945, »von jüdischer Rasse nur aus sprachlicher Bequemlichkeit, denn im eigentlichen Sinn des Wortes und vom genetischen Standpunkt aus gibt es keine jüdische Rasse. (...) Die jüdische Rasse ist vor allem eine Gemeinschaft des Geistes. (...) Geistige Rasse ist härter und dauerhafterer Art als natürliche Rasse.«[39] Der Kampf gegen diese geistige Rasse erhebt zugleich die Deutschen selbst als Einzige über ihre natürliche Begrenztheit

37 Jörn Rüsen spricht davon, dass es nun endlich möglich sei, »sich zu den Tätern in ein historisches Verhältnis zu setzen, das mit der Identitätsvokabel ›Wir‹ bezeichnet wird.« ders., Der Sinn der Moralkeule. Drei Generationen: Die Deutschen und die nationalsozialistische Vergangenheit, in: Frankfurter Rundschau, 18.10.2001. Vgl. auch Jörn Rüsen, Zerbrechende Zeit. Über den Sinn der Geschichte, Köln/Weimar/Wien 2001, S. 279–299. Rüsen spricht, sich positiv auf Dohnanyi beziehend, allerdings in einer Fußnote davon, dass sich jenes »wir« nicht nur auf den Horizont deutscher Zugehörigkeit, sondern auch auf die Menschheit beziehen könnte (vgl. ebd., S. 297), was freilich weder mit Dohnanyi noch mit Rüsens eigenem Argumentationsgang vereinbar ist.

38 Siehe Raphael Gross/Werner Konitzer, Geschichte und Ethik. Zum Fortwirken der nationalsozialistischen Moral, in: Mittelweg 36, Heft 4 (1999), S. 44–67.

39 Hitlers politisches Testament. Die Bormann-Diktate vom Februar und April 1945, bearbeitet von Martin Bormann, Hamburg 1981, S. 66–68.

hinaus. Die unmögliche Aufgabe (der »Antisemitismus der Vernunft«) lässt sie die Grenzen der Zivilisation ebenso überschreiten, wie die Phantasmagorie, die Projektion des Juden. Wenn Hermann Rauschnings Hitler in seinem Buch *Gespräche mit Hitler* von der Bedeutung der Juden deliriert, so mag Rauschning diese Gedanken kongenial paraphrasiert haben. Nicht als Quelle für Originalzitate Hitlers, freilich aber als Interpretation des nationalsozialistischen Antisemitismus bleibt Rauschnings Buch ein kostbares Dokument:

»Der Jude sitzt immer in uns. Aber es ist leichter, ihn in leiblicher Gestalt zu bekämpfen, als den unsichtbaren Dämon. (...) Ist Ihnen nicht aufgefallen, wie der Jude in allem und jedem das genaue Gegenspiel des Deutschen ist und ihm doch wieder so verwandt ist, wie es nur zwei Brüder sein können? (...) Es kann nicht zwei auserwählte Völker geben. Wir sind das Volk Gottes. Besagt das nicht alles?«[40]

Die Deutschen als »auserwähltes Volk«, nicht nur Hitler, sondern auch seine Volksgenossen haben sich so verstanden (wovon sie auch sonst immer wussten, was sie auch sonst immer ahnten oder nicht wissen wollten – das verächtlich machende »Spiel« mit der Figur des »auserwählten Volkes« durchzieht unzählige Briefe, Fotoalben und Tagebücher aus der Zeit vor 1945, wie eine ubiquitäre Spur).[41] Eine Hybris, die schon lange vor ihrem Ende selbst den Weg ins tragische Genre gesucht hat. »Opfer!«, so schrieb Goebbels schon 1927, »Im Opfer liegt die Reinigung von Schuld! Geht den harten Opfergang um der Zukunft willen.« Doch Goebbels schäumender Duktus sollte nicht täuschen. Hitlers »Antisemitismus der Vernunft« zielte auf Tragik ohne Zukunft. Genauer: auf eine Zukunft nach dem Opfer.[42]

Sollte das gemeinsame Verbrechen – wie der gemeinsame Untergang – eine Gemeinschaft stiften, die der »geistigen Rasse« Paroli bieten könnte, sie beerben könnte? Himmlers Ansprache vor der SS in Posen 1943 und darin die legendäre Rede vom niemals zu nennenden Ruhmesblatt ist nur eines von vielen Beispielen für eine Rhetorik der Gemeinschaft stiftenden Tat, eines Diskurses des gemeinsamen Tabus (das hier rhetorisch zugleich gebrochen und bekräftigt wird), eines Tabus der Andeutungen und des unausgesprochenen Wissens, der bedeutungsschwangeren »Ahnung« und des »auf sich Nehmens«.

Betrachten wir nur einige Beispiel dafür, wie in privaten Soldatenbriefen von diesen »Vorgängen« die Rede ist:

»Was helfen alle sonstigen Verbesserungen, diesen Menschen will und kann man wohl nicht ändern«[43], schreibt der Gefreite H.N. am 11. September 1940 über Juden in Polen. Eher selten wird der Ton ordinär und geifernd: »Die Juden liegen wie die Schweine auf der Straße herum, gerade eines ›auserwählten Volkes‹ würdig«, schreibt der Gefreite W.W. am 25. August 1940.[44] Zumeist klingt es abgeklärt, wie in einem Brief des Gefreiten W.H. von

40 Hermann Rauschning, Gespräche mit Hitler, Zürich/New York 1940, S. 223f.

41 Zur Funktionsweise des nationalsozialistischen Antisemitismus als projektive »Auserwähltheitskonkurrenz« siehe auch einige vorläufige Überlegungen in: Hanno Loewy, Deutsche Identitäten vor und nach dem Holocaust, in: Hans Erler/Ernst Ludwig Ehrlich (Hg.), Jüdisches Leben und Jüdische Kultur in Deutschland, Frankfurt/M./ New York 2000, S. 240–251.

42 Der italienische Kulturwissenschaftler Furio Jesi hat schon vor dreißig Jahren auf die Dimension der Judenvernichtung als »›Gründungsopfer‹ für das neue ›Reich‹« hingewiesen. Siehe Furio Jesi, Kultur der Rechten und Angst vor den Juden, in: ders., Kultur von rechts, Frankfurt a.M. 1984, S. 61.

43 Dieses Zitat wie auch die folgenden entstammen dem Buch »Es gibt nur eines für das Judentum: Vernichtung«. Das Judenbild in deutschen Soldatenbriefen 1939–1944. Hg. von Walter Manoschek, Hamburg 1995, S. 17. Der Band präsentiert eine erste Auswertung der »Sammlung Sterz«, eines Bestandes von 50.000 Soldatenbriefen in der Bibliothek für Zeitgeschichte in Stuttgart.

44 Ebd., S. 16.

1941: »Während ich noch beim Abendessen saß, wurde auch über die Judenfrage im Generalgouvernement und überhaupt in der Welt gesprochen: für mich ist es sehr interessant, solche Gespräche anzuhören. Zu meinem Erstaunen waren sich schließlich doch alle einig, daß die Juden ganz von der Welt verschwinden müssen.«[45] Das, so der Soldat X.M., sei »für diese gräulichen Kreaturen (...) doch die einzig richtige Erlösung.«[46]

»Ein Kapitel für sich«, so der Gefreite H. im August 1941, »ist die Tatsache, wie die Judenfrage augenblicklich mit einer imponierenden Gründlichkeit gelöst wird. (...) Der Jude mußte wissen, daß der Führer mit seinen Worten Ernst zu machen pflegt und hat nun die entsprechenden Konsequenzen zu tragen. Sie sind unerbittlich hart, aber notwendig, wenn endlich Ruhe und Frieden unter den Völkern einkehren sollen...«[47]»Entweder wir oder die Juden«[48], schreibt Obergefreiter A.G. am 1. März 1942. Im Grunde gehe es, so weiß auch Leutnant K.N. 1942, »um die jüdische Weltgeltung, die unserer Lösung der Judenfrage die Vernichtung des deutschen Volkes entgegenstellt. Es ist schon ein ›Glaubenskrieg‹, und zwar ein sehr radikaler, an dessen Ende nur vollständige Vernichtungen stehen...« [49]Der Umgang solcher Briefe mit dem Ziel der Auslöschung ist keineswegs von großer Scheu, von Redeverboten oder gar allgemeinem Nichtwissen geprägt. Zugleich sind die Details durchaus in eine variantenreiche Sprache des Uneigentlichen gekleidet: »Juden kommen hier, das heißt in Auschwitz, wöchentlich 7–8000 an, die nach kurzem den ›Heldentod‹ sterben. Es ist doch gut, wenn man einmal in der Welt umher kommt...», schreibt Soldat S.M. 1942 (»z.Zt. auf dem Wege zur Front«).[50] »Ich habe diese Art bisher als unmoralisch abgelehnt«, schreibt Feldwebel E.E. am 18. Dezember 1942. Doch nun sei auch er zu dem Schluss gelangt: »Es gibt nur eins für das Judentum: Vernichtung.« Auch hier darf ein Verweis auf die eigene »Größe«, vor allem aber auf eine höhere, übermenschliche Autorität nicht fehlen: »die Einmaligkeit unserer Sendung ist mir bewußt.«[51]

Ohne dass dieser eher impressionistische Blick auf solche Textstellen eine systematische Untersuchung biographischer Zeugnisse wie Briefe und Tagebücher, die bis heute aussteht, ersetzen könnte: es scheint schon an diesem wenigen Material ablesbar, wie sich im Zeitverlauf zwar die Tonlagen, nicht aber die Topoi des Selbstbildes verändern: »Unter uns Kameraden darf man auch alles reden«, schreibt Obergefreiter H.H. am 12. Juni 1943. »Die Zeit des Fanatismus und der Nichtduldung anderer Ansichten ist vorbei, und allmählich beginnt man, klarer und nüchterner zu sehen. Wollen wir den Krieg gewinnen, dann müssen wir vernünftiger werden und dürfen nicht mehr so großprahlerisch alle Welt abstoßen. (...) Es ist richtig, wir müssen den Krieg gewinnen, um nicht der Rache der Juden ausgeliefert zu werden, aber die Träume von einer Weltherrschaft sind dahin ...« [52]Und ein Soldat namens W.J. schreibt: »Es darf nie untergehen, unser schönes Deutschland, und wenn es auch noch so viel Opfer kostet. (...) Aber dagegen läßt sich nun einmal nichts ändern, in diesem Fall muß es sein, denn es kann und darf nicht sein, daß wir den Krieg verlieren, dann sind wir Deutsche unrettbar verloren und die Juden werden dann über uns herfallen und alles ausrotten, was deutsch ist...»[53]

45 Ebd., S. 25.
46 Ebd., S. 49.
47 Ebd., S. 43.
48 Ebd., S. 52.
49 Ebd.
50 Ebd., S. 63.
51 Ebd., S. 65.
52 Ebd., S. 69.
53 Ebd., S. 74.

Fanatischer Fatalismus

Wir haben es hier nicht nur mit einem »heroischen Realismus« zu tun, wie ihn Ulrich Herbert beschrieben hat,[54] sondern mit einem »heroischen Fatalismus«, einem Fatalismus, der viel mit jenem zu diskutierenden Begriff der »Sachlichkeit« zu tun hat, der erst noch einer Klärung bedarf. »Sachlichkeit« erscheint hier, anders als häufig missverstanden, keineswegs als eine Form von Rationalität, sondern geradezu als deren Gegenteil. Bei Oswald Spengler oder Ernst Jünger lässt sich manches über solchen Begriff der Sachlichkeit erfahren: Sachlichkeit als heroisches Bestehen des eigenen Untergangs. »Angesichts dieses Schicksals«, so schreibt Spengler, »gibt es nur eine Weltanschauung, die unser würdig ist, (...): Lieber ein kurzes Leben voll Taten und Ruhm als ein langes ohne Inhalt. (...) Die Zeit läßt sich nicht anhalten; es gibt keine weise Umkehr, keinen klugen Verzicht. Nur Träumer glauben an Auswege. Optimismus ist Feigheit. Wir sind in diese Zeit geboren und müssen tapfer den Weg zu Ende gehen, der uns bestimmt ist. Es gibt keinen anderen. Auf dem verlorenen Posten ausharren ohne Hoffnung, ohne Rettung ist Pflicht. (...) Das ist Größe, das heißt Rasse haben. Dieses ehrliche Ende ist das einzige, das man dem Menschen nicht nehmen kann.«[55] Auf Hitlers propagandistischen »Optimismus« eines »tausendjährigen« Reiches schauten Spengler und Jünger angewidert herab. Doch selbst ein Albert Speer machte sich nicht nur Gedanken über die Dauerhaftigkeit, die Zeitlosigkeit der Bauten des »Dritten Reiches«, sondern auch über ihren »Ruinenwert«, ihre Aussagekraft nach dem Untergang des Reiches.

Am Ende wird man noch einmal aufs Neue versuchen müssen zu verstehen, was nationalsozialistischer Antisemitismus eigentlich war. Nicht im Sinne einer festgefügten Ideologie, vielleicht auch nicht nur als »Weltanschauung«, sondern als so etwas wie eine Sprache, in der sich die deutsche Gesellschaft nicht nur über ihre megalomanen Träume, sondern auch über die pragmatischen Fragen des Alltags und ihre vermeintlichen Lösungen verständigte.

Wie viel solch einem Blick auf die Zusammenhänge von Feindbild und Selbstbild, von Sachlichkeit und Fatalismus, von Gewissen und Handeln im Nationalsozialismus noch abzugewinnen sein wird, mag exemplarisch ein Blick auf neuere Forschungen von Christopher Browning erhellen.[56] Browning entfaltet seine Differenzierung der Täter in einen harten Kern überzeugter, »fanatischer« antisemitischer Mörder und eine größere Gruppe von Indifferenten, die »mit dem Strom schwammen«, und schließlich ein dritte, sehr viel kleinere Gruppe jener, die sich der Teilnahme an den Morden entzogen, betont aber gegenüber seinen früheren Schriften den besonderen Stellenwert der ersten Gruppe. »Das neue Material zwingt mich zu einer partiellen Korrektur an meinen früheren Aussagen über die passionierten Mörder. Sie bildeten in der Tat eine gewichtige Minderheit, nicht die Mehrheit, und einige von ihnen wurden in der Tat durch die Situation, in die sie hineinversetzt wurden, in ihrer Persönlichkeit verändert. Viele jedoch waren ideologische Überzeugungstäter, von Anfang an bereit und willens, Juden und andere so genannte Reichsfeinde zu töten. Ihr Verhalten wurde nicht maßgeblich durch situative, organisatorische oder institutionelle Faktoren geprägt. Sie bildeten den

54 Siehe Ulrich Herbert, Best. Biographische Studien über Radikalismus, Weltanschauung und Vernunft 1903–1989. Bonn 1996.

55 Oswald Spengler, Der Mensch und die Technik. Beitrag zu einer Philosophie des Lebens. München 1931, S. 88f.

56 Christopher Browning, Judenmord. NS-Politik, Zwangsarbeit und das Verhalten der Täter, Frankfurt/M. 2001.

für den Vollzug des Mordprogramms auf lokaler Ebene entscheidenden ›harten Kern‹«.[57] Dem ist im Grunde nicht zu widersprechen, doch freilich wirft das Material, das Browning präsentiert, selbst eine beunruhigende Frage auf, nämlich die, inwieweit es überhaupt möglich ist, die unterschiedlichen Gruppen so sauber zu trennen, wie er es tut.

Browning nimmt beispielsweise einen Akteur aus der zweiten Gruppe – zumindest was, wie Browning meint, seinen Antisemitismus betrifft – heraus und analysiert seine Briefe an die Frau zu Haus: Ein Reserve-Schupo aus Bremen (Reserve-Polizeibataillon 105) im Baltikum.[58]

In diesen Briefen spürt man den Schaum vor dem Mund nur dann, wenn es um Partisanen und um Russen geht, also um tatsächliche und vermeintliche »Gegner« im – wenn auch ungleichen – Kampf. Von den Juden ist anders die Rede, und daher zählt Browning den Verfasser dieser Briefe auch keineswegs zum harten Kern der Täter. Mal schreibt der Reservepolizist sarkastisch: das »auserwählte Volk« müsse zur Arbeit antreten, mal äußert er sich individuell mitfühlend, dann nämlich, wenn es um den Hunger Einzelner geht. »Ich kann nicht so hart sein.« Vor allem aber bleibt sein Grundton fatalistisch: »Es muß sein.« Und gemeint ist damit schließlich: »Die Juden werden gänzlich ausgerottet.« Mach Dir keine Gedanken darüber, rät er noch seiner Frau, und erzähl dem ältesten Kind vorläufig nichts davon – »später mal!«

Vielleicht ist diese Uneindeutigkeit von Fanatismus *und* Normalität, von Sachlichkeit *und* Gewissen, von »Wir-Gefühl« *und* tragischem Selbstbild noch erschreckender, als es Brownings »harter Kern« sein kann.

Brownings Versuch einer Typisierung wird dann fragwürdig, wenn ein fanatischer Fatalismus aus dem Blickfeld gerät, der keiner Begeisterung bedarf, ja dem jede Begeisterung suspekt bleiben muss, die das tragische Selbstbild eines dilemmatischen, eines ausweglosen, alternativlosen Handelns im Untergang nur unterlaufen würde.

Mit »Zweckrationalität«[59], mit »instrumenteller Vernunft« hat solche »Sachlichkeit«, solche Exekution dessen, was unhinterfragbar »ist« und sein »muss« freilich wenig zu tun. Hitler und Himmler, Rosenberg und Heydrich, sie alle haben doch, wenn es darauf ankam, selbst nicht anders gesprochen. Niemand anderes als Imre Kertész hat die Fatalität dieses Selbstbildes anschaulich in Worte gefasst, und zwar gerade im Kontext seiner eigenen Arbeit an einem Roman, den er selbst explizit als Gegenprogramm zur Agenda der Tragödie konzipierte: »Schicksalslosigkeit«. Gilberts *Nürnberger Tagebuch* lesend sinniert er über die »seltsamen Bezüge« zu seiner eigenen Arbeit. »Zum Beispiel die Worte Keitels, nach denen Hitler versuchte, Dinge als ›unumgängliches Schicksal‹ erscheinen zu lassen, die durchaus nicht unumgänglich waren, die auch ganz anders hätten geschehen können oder sogar überhaupt nicht hätten geschehen müssen.«[60]

57 Ebd., S. 266.

58 Vgl. ebd., S. 228ff.

59 Der inflationäre Bezug auf Max Weber ist völlig irreführend. Bei Weber ist von Zweckrationalität als Abwägung von Mitteln auf Zwecke *und* von Zwecken auf andere Zwecke die Rede. Zweckrationalität kennt also für Max Weber durchaus keine »absolut« gesetzten Zwecke, wie sie für die nationalsozialistische Politik überaus kennzeichnend waren. Effizienter Mitteleinsatz hingegen stellt für Weber lediglich eine »Mittelrationalität« dar. Dem könnte man hinzufügen, dass eine solche Mittelrationalität *allein* zwangsläufig erodiert, da die Zwecke (dies hier nicht zu verwechseln mit »Werten«) keinem rationalen Diskurs mehr unterliegen und daher auch der Einsatz der Mittel keinem wirksamen Korrektiv mehr unterliegen.

60 Imre Kertész, Galeerentagebuch, Reinbek 1997, S. 23.

Vielleicht ging Daniel Goldhagen deswegen so sehr in die Irre, weil er nach Schaum vor dem Mund, nach brutalem »Judenhass« und nicht nach dieser kalten Selbstidentifikation mit dem Schicksal, nach dem Tragismus der Täter, schließlich: nach komplexen Phantasien von Nähe und Verwandtschaft gesucht hat, nach der Dynamik einer projektiven Auserwähltheitskonkurrenz.